

## Erika Feyerabend

### Essen

#### Statement

zum Vortrag von Prof. Dr. Ulrich Eibach: „Die Forschung an embryonalen Stammzellen“

Ausgangspunkt der Debatte um die embryonale Stammzellforschung ist *nicht* die Frage, wann das menschliche Leben beginnt oder gar ab wann „der“ Mensch ein Mensch sei. Es sind internationale biomedizinische und wissenschaftliche Forschungen, finanziert und politisch gewollt von staatlichen und privatwirtschaftlichen Akteuren. Die Frage nach dem „Menschsein“ wird also mit dem Rücken an der Wand gestellt und angesichts einer dominierenden Regel des Wissenschaftsbetriebes: Der Zwang zur Innovation, der über kurz oder lang jedes, im Labor befindliche Objekt experimentell zugänglich macht.

Zusätzlich werden in den gesellschaftlichen und medialen Debatten die Stammzellforschungen mit Versprechen auf molekulare Erkenntnisse und vor allem zukünftige Heilungsmöglichkeiten ausgestattet – denn nur über anwendungsorientierte Forschungen für die Krankenbehandlung wird der enorme Verbrauch gesellschaftlicher Ressourcen legitimierbar. Wann das Leben beginnt wird in der Regel biologisch begründet, dann mit metaphysischen Erklärungen ausgestattet und im Nachhinein zur entscheidenden Ausgangsfrage gemacht, deren Beantwortung darüber entscheiden soll, was Reproduktionsmedizinern und Stammzellforschern zu tun erlaubt ist.

Die Debatten-Situation ist einigermaßen paradox. Die Frage wird als universell angesehen, d.h. es muss eine jenseits von gesellschaftlichen Interessen und historischen Bedingungen allgemein und ewig gültige Antwort geben. Gleichzeitig haben Molekularbiologie und forschende Medizin die Definitionshoheit über die Antworten gewonnen. Das ist historisch neu. Früher haben sich Religion und Philosophie mit *dem* Menschen beschäftigt – und zwar vor allem mit dem Geborenen und seinen Bezügen zur Welt. Ich bezweifle sehr, dass Biologie und Medizin „Universelles“ zu sagen haben, ebenso wenig wie jene Ethik, die sich an ihren Aussagen orientiert. In diesem Gebiet einigen sich Forscherteams auf den wissenschaftlichen Stand der Dinge, der sich auch wieder verändern kann. Genau das, die ständige Revidierung und Modifizierung von Zwischenergebnisse aus dem Raum der Wissenschaft wird ja „Fortschritt“ genannt. Das vorläufig so oder so definierte „embryonale Entwicklungsstadium“, die Toti- oder Pluripotenz von Zellen, ist nicht mehr als ein spärlicher Ausschnitt dessen, was Labortechniken sichtbar und nachweisbar machen können an isolierten – künstlich hergestellten - Körpersubstanzen.

Zu erkennen ist in diesen Debatten nicht, was der Mensch ist, sondern wie dominierend und gesellschaftsbildend die Rolle von Biologie und Medizin heute sind. Zweitens wird hier offensichtlich wie der soziale Umgang mit Frauen und mit betagten, kranken und pflegebedürftigen Menschen verfasst ist. Das ist nicht universell, sondern konkret, gesellschaftspolitisch und ökonomisch ausgestaltet.

Frauen, die Eizellen und Embryonen bereitstellen sollen, müssen zuvor hormonstimuliert werden und sie müssen ihre Kinderlosigkeit als Krankheit erleben. Das ist keineswegs selbstverständlich. Kranken wird die Vermeidbarkeit ihres Leidens als höchstes gesellschaftliches Ziel vor Augen geführt

wird. Sie müssen sich – sollte die embryonale oder auch die adulte Stammzellforschung jemals das Reich der Reinen Grundlagenforschung verlassen, was bezweifelt werden darf – hoch experimentellen, klinischen Studien zur Verfügung stellen, mit erheblichen Risiken. Möglicherweise sollen sie der Wissenschaft auch in einem Zustand dienen, in dem sie nicht mehr entscheidungsfähig sind. Schließlich werden ja u.a. immer wieder die Demenz oder die Parkinsonsche Krankheit als Leiden erwähnt, die mit Gewebe, gewonnen aus Stammzellen, „geheilt“ werden sollen. Doch von diesen Voraussetzungen und Konsequenzen für Frauen und Kranke ist in der Regel nicht die Rede.

Die Besorgnis kreist um den Embryo, seinen juristischen und moralischen Status.

Die Stammzell-Forschung wird zwar enorm gefördert, aber sie ist für die meisten Menschen weder alltagsmächtig noch häufig. Auch die In-Vitro-Befruchtung, die ja den Zugriff auf „überzählige Embryonen“ überhaupt erst ermöglicht hat, ist relativ selten. In einzelnen Ländern wie Großbritannien und Osteuropäische Staaten sowie in einzelnen Fällen wie beim Klonforscher Hwang oder der US-amerikanischen Firma Advanced Cell Technology werden Frauen gar zur exklusiven Produktion von Embryonen für die Forschung angehalten, ohne dass sie sich selbst einer IVF-Behandlung unterziehen. Sicher sind auch materielle Handlungen von Bedeutung. Schließlich müssen Frauen hormonstimuliert werden und sich Eizellen operativ entfernen lassen, mit erheblichen gesundheitlichen Risiken. Und sicher ändern sich auch die medizinischen Handlungen, wenn mehr Eizellen und mehr Embryonen für den wissenschaftlichen Verbrauch hergestellt werden sollen. Es sind aber weniger diese materiellen Handlungen von Forschern und Ärzten sondern die symbolischen, die innerhalb des Stammzell-Diskurses präsent sind, die unser Denken, unsere sozialen Beziehungen, unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung verändern. Das betrifft vor allem Frauen.

Allein die Tatsache, dass mittlerweile alle Welt weiß, dass „Embryonen“ im Labor und außerhalb des Frauenleibes hergestellt werden, verändert die Vorstellung von Schwangerschaft insgesamt. Sie ist weniger ein „Werden“, eine seelisch-leibliche Beziehung, die Frauen eingehen oder nicht, sondern sie ist in ein „Herstellen“ umgedeutet worden. Die Tatsache, dass wir über Stammzellen debattieren, steigert diese „Produktionsphantasie“. Embryonen sind hier nicht nur aus dem seelisch-leiblichen Kontext isoliert worden, sie werden im öffentlichen Bewusstsein zu „Produktionsfaktoren“ für „therapeutische“ Gewebetransplantationen in unbekannter Zukunft. Frauen werden symbolisch zu LieferantInnen dazu nötiger „Rohstoffe“. Pränatale Diagnostik, die weniger auf das Wohlergehen von Schwangeren und mehr auf die Qualität des Ungeborenen fokussiert ist, und auch die ebenso gesellschaftlich anerkannte IVF, haben Frauen längst zu einer Art „embryonalem Umfeld“ degradiert. Die Stammzellforschung weist den Weg in eine Wahrnehmungswelt, in der Frauen nicht nur für das Kindermachen sondern auch für forschungsbezogene Interessen verdinglichen werden können. Diese veränderten Leibwahrnehmungen und von außen herangetragenen Erwartungen an Frauen sind zu hinterfragen – nicht die ohnehin unentscheidbare „Definition“ des Embryos.

Auch Positionen, die einen konsequenten Embryonenschutz begründen wollen, ändern die erwähnten Körperbilder und sozialen Rollen wenig. Wenn Zellverbände im Labor Grundrechte oder aus der biologischen Substanzen abgeleitete Schutzstandards zugeschrieben bekommen, dann wird der Anteil von Frauen an der Menschwerdung, konkret die neunmonatige Schwangerschaft und die Geburt, zu

einer vernachlässigbaren Restgröße. Das ist kein Plädoyer mit den Embryonen machen zu können, was Forscherteams gerade beliebt. Es ist ein Plädoyer dafür, die sozialen Konsequenzen dieser Forschung – insbesondere für Frauen - in den Blick zu nehmen. Ich meine, um der Frauen, um der Kranken und des gesellschaftlichen Umgangs mit Ihnen Willen, kann die Stammzellforschung hinterfragt und zurück gewiesen werden.